

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: Brief aus Welschland
Autor: Widmer, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575005>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ettore Cosomati, Zürich.

Die Margnagruppe.

Brief aus Welschland.

Mit drei Reproduktionen im Text.

Die Feier von Gottfried Kellers hundertstem Geburtstag hat eine reiche Ernte gezeitigt. Es war schwer, die Garben zu zählen, die da gewunden wurden. Dennoch, eine Ahre scheint den Blicken der vielen Aufmerksamen entgangen zu sein, eine Ahre nur, die aber gewichtig genug ist, daß man sie hier noch nach dem Fest aufhebe. Im letzten Welschlandbriebe nannte ich Amiel einen „unbekannten Seelenfreund“ des zürcherischen Dichters; ich dachte dabei vornehmlich an ihre Gleichstimmung dem Lande, der Freiheit, dem Volkstum gegenüber, wenn mir auch damals schon bewußt war, daß der Genfer das „Waldlied“, mir eines der beseligendsten Gedichte Gottfried Kellers, fein und schön ins Französische übergeführt hat. Von der Stimmung des Jubiläums getragen, griff ich erneut nach den „Etrangères“*). In edlem Verein — dessen

Zusammenfassung dem in zarte, tiefe Weiten lauschenden Amiel Ehre macht — findet man in dem Buche folgende Verse:

Dans la Forêt.

Les chênes de la forêt à l'ombre épaisse et
tranquille,
Aujourd'hui comme autrefois m'ont chanté
leur grave idylle.

Le plus jeune, vers l'orée, essaye et gazouille
un son;
Et le son devient murmure et le murmure
chanson.

Et la chanson devient choeur; les rameaux,
de proche en proche,
S'ébranlent et leur rumeur a les ondes de
la cloche.

Et, de la racine au faîte, on entend dans le
grand bois
S'entre-croiser cet orage et se chercher
mille voix.

Si quelque chêne orgueilleux isole sa
cantilène,
La forêt haussant la voix ou le couvre ou
le ramène.

*) Les Etrangères. Poésies traduites de diverses littératures. Par H.-Fréd. Amiel. Paris, Sandoz et Fischbacher (1875).

Cet orchestre de feuillage a les accents de la mer;
Il pleure et gronde en cadence à chaque frisson de l'air.
C'est du plus ancien des dieux la musique aérienne,
Pan tire ainsi des accords de la flûte éolienne.
La flûte aux sept trous se cache au profond des taillis verts,
La syrinx magique enferme, en sept modèles, l'univers.
Et poètes et pinsons, vives âmes dégourdies,
Dans l'ombre sont à l'affût et boivent ces mélodies.

(De l'allemand.)

G. Keller.

Wer den deutschen Urtext zur Hand nimmt und dem Fluss der Verse hüben und drüben zu lauschen sich anschickt, den wird die bachfrische, schattenfühle Bewegung beiderseits mitreißen, und über den nachahmenden Willen hinaus wird er in Amiel die Seelennähe spüren, die ihn mit dem Finder ihm so gemäher Lyrik

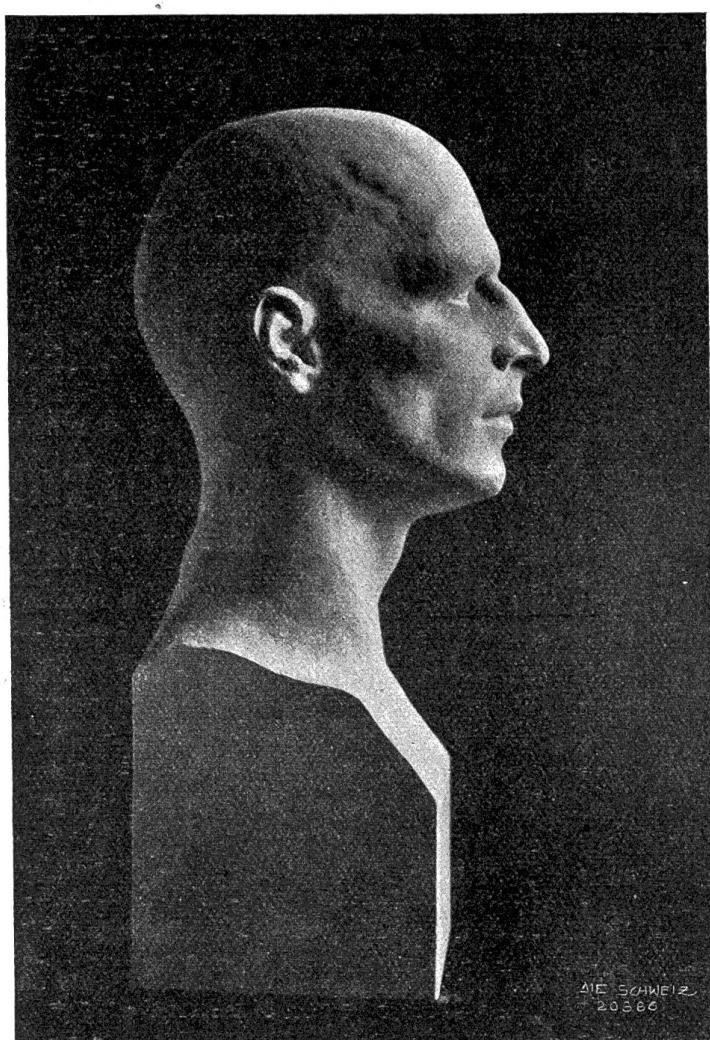
eng verband. Amiel muß namentlich einen Vorzug gerade dieses Gedichtes bewundert haben, weil er seiner eigenen Muse, seltene Glückstage ausgenommen, versagt war: die Verse Meister Gottfrieds sind Stoßtruppen, denen die Pausen zwischen den Strophen nicht zu Fallgruben werden, sondern die sie fühnen Säges nehmen; sie feuchten nie, sie stimmen aus voller Brust einen neuen, innig harmonischen Ton an, bis sie den Gipfel erreicht haben, von wo sie in schalkhaftem und reinem Uebermut bergabwärts kugeln, lollern: auch dieses rollende Abnehmen der Spannung, den Uebergang vom Schwung ins Lächeln, hat Amiel herausgehört und nachgebildet. Eine bescheidene Tat: aber steht sie nicht unter den bisherigen Versuchen, Keller zu verwelschen, in rühmlicher Höhe?

Freilich, das Waldlied rührte an malerisch-impressionistische und dann wieder romantisch-ironische Saiten in der Seele Amiels, die, noch nie so recht gewürdigt, hier einmal angetönt werden sollen ... Dann wird man erkennen, wie tief die Ähnlichkeit des Dichters und seines Uebersekters reicht.

* * *

Immer ersteht von Zeit zu Zeit in unserm Welschland wieder ein Poet, der, durch welche Stadien er vorher mag gegangen sein, Heimat und Volk vergegenwärtigt und sozusagen selber wird. Das ist der Fall mit C. F. Ramuz.

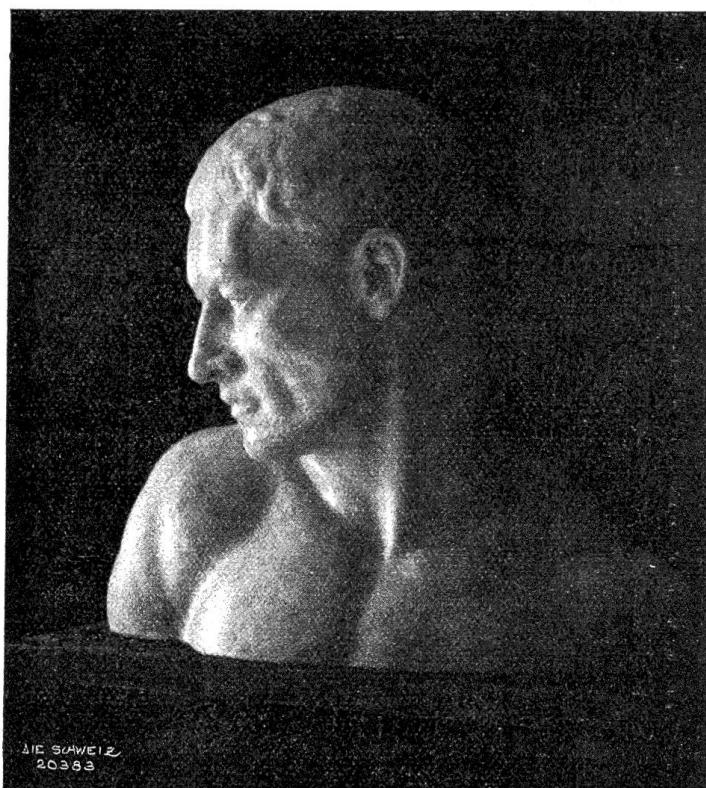
Ramuz hat sonderbare Fahrten getan. Die einen mögen sie für Pilgerreisen, die andern für Irrungen, Wirrungen erklären, und beide können sie recht haben: aber seine Waadt hat er nie aus dem Herzen, den Leman nie aus den Augen, die Landessprache nie aus den Ohren verloren. Es gab eine Zeit, wo man schon fest



Fritz Schmied, Genf.

Porträtbüste Prof. W. M.

glauben mußte, um nicht an ihm zu verzweifeln: das war, als er das „Reich des Bösen“ geschrieben und ganz den Eindruck geweckt hatte, als wünsche er über das feuerische Dorf, sein Kampfhaft in Sünden verstiegenes Bauernnest, einen vulkanischen Ausbruch oder einen vernichtenden Bergsturz herab, er selber aber begebe sich stehenden Fußes in das nächste Kloster, da in der Welt ja doch auf tausend Seelen im besten Falle eine erträglich sei... Über die Folge zeigte, daß in der grotesken Uebertreibung ein gut Stück Schriftsteller-glück sich gesonnt hatte, eine fräftige Freude, ein Dasein so in den Grund hinein verkratzt zu haben. Die Folge war nämlich die, daß Ramuz in der Welt verblieb, deren Hinterseite er eben noch als ein (lüsterner, malfroher, expressio-nistischer) Bußprediger vorgekehrt und beschrieen hatte — und in aller Ruhe einen neuen Roman schuf. Zu diesem Behufe — er „wechselt“ beständig zwischen Stadt und Land, Höhe und Tiefe, Berg und Tal, Fels und See, Wald und Wein — stieg er von der Alp, die er für einmal scharf genug abgeägt, an die Sonnenhalde zwischen Lausanne und Genf hinunter, legte sich hinter einen Hag und lauschte, was so vom Morgen bis zum Abend das Schicksal in Perron oder Gilly oder Gland oder wie sonst die Orte heißen (das eine gibt den und St. Prex jenen Zug...) zusammenbraut. Es war ein heißer Sammertag, der gleich mit unannehmbaren Hitzegraden einsetzte, und mit der Hitze stürmten und wälzten sich und preßten Erscheinungen und „Zeichen“ der Teuerung, der Seuche, des Landesstreiks herein. Die an sich sachliche Bevölkerung wird nervös. Die Sonne zieht sich in einen braunen Kessel zurück, von dessen Boden her sie immer schwelendere Glüten, unheimlich-fühlbar, gießt, verbreitet. Es ist kein Ausweg. Und häufiger vernimmt man das irre Reden des Bäderjohnes, der



Fritz Schmied, Genf.

Spartacus.

eines Streites halber entwichen, in die Fremdenlegion eingetreten, im Regen geworden und mit einem Ehrenzeichen entlassen ist; häufiger die Mark und Bein und Herz erschütternden Klagen der jungen Witwe eines Arztes, dem die unerklärte Krankheit, die er verfolgt hat, ans Leben ging; häufiger endlich das wortfarge, blickgeladene, bedeutungsschwere Kommen und Gehen eines fahlen Händlers mit Traktaten vom Untergang dieses Sündenpfahls von Welt; überall sieht er Zeichen, und wer kann noch widerstehen? Zeichen steigen auf, dicht, um jeden Ausblick zu verdecken, peinlich und arg, um jede Abwehr, allen Widerspruch zu entkräften... Und sie ziehen sich in ein schwarzes Gewitter zusammen, der schwüle Tag wird zur Nacht, und die Spötter spüren den Ernst des nahenden Gerichtes, vor dem nichtsirdisches besteht...

... Man staunt, daß die Fenster sich wieder lichten, die elektrische Beleuchtung wieder einspringt, eigentlich nichts verheert, sondern alles von Grund erfrischt und erfreut ist, so machtvoll läßt Ramuz das Wetter auf unsere Nerven brausen...

Und wieder, lebhafter als einst, empfinden wir, aufatmend und heiter wie die Bauern (denen man das jüngste Gericht nicht so bald mehr wird vormalen können), daß ein Geist sich seiner Muskeln an uns hat freuen wollen, und wir lachen, halb daß es solchen Mann der Kraft, und mehr als halb, daß es Leute gibt, denen das Gruseln, das unbedingte, nicht beizubringen ist.

Aber malerisch, bewegungs-, erregungsmalerisch, ist „Les Signes parmi nous“ *) eine Prachtsleistung. Das im Waadtland vielverbreitete Duell zwischen freidenkerischen Anflügen und bigotten Rückfällen ist in Szene gesetzt, wie nur ein Meister es vermag. Die lemanische Welt wird uns so greifbar, so riechbar nahgerückt und doch so typisiert, als ob Maler, Bildner und Priester-Dichter sich ein Stelldichein zu gemeinsamem Werk geben hätten. Ein seltener Fall in der neuern Dichtung. Es ist verführerisch, über diese „Zeichen in unserer Mitte“ nachzusinnen. Ergiebiger aber wird es wohl sein, die Dichtung des Schriftstellers Ramuz einmal in ihrem Werden und ihrem Sinne ganz zu fassen.

* * *

Ein weitschichtiges Unternehmen wird es sein. Denn seine Art ist einer Egge zu vergleichen, deren Zähne tief, und wie leidenschaftlich, in den Boden greifen; dabei ist dann von Jahr zu Jahr, von Buch zu Buch wieder zu unterscheiden, zu untersuchen, nachzufühlen, welcher Erde die Zerschürfung, Mürbung, Aufrüttelung, der Aufnahme welcher Saat zugesetzt sei. Volk und Menschheit, Drang und Schollentreue, Gewöhnung und Freiheit: zwischen solchen Gegenständen wirft es den Autor hin und her. In Ermangelung eines Rousseau, eines Secrétan oder Naville, der Priester-Denker, ist er den Welschen unserer Tage Malerdichter, Glaubenspürer, Entzifferer der Zeitenuhr.

Es gibt Augenblicke, wo den nachdenklichen Leser vor einem Ramuz graut. Nicht mit dem Grauen, das Conan Doyle in seinen schlängenzüngelnden Jagdmären, das Meyrink mit seinem Hexensabbath

halbreifer Erregungen aufspeitschen und aufwühlen. Mit einem ehrlichen Grauen, darin, um deutsche Erschütterer zu nennen, Luther mit Nietzsche zusammentrifft. In der Tat, in Ramuz wirkt sich eine rechtschaffene, gewaltige, wenn auch nicht blind buchstaben- und zeichengläubige Bibelhaftigkeit aus; mit ihr liegt bald im Streite, bald im Bunde ein bis zum Hohn, zur Qual ingrimmiger Agnostizismus, und so ist ein Ungeist, ein Troß, ein irdisches Hafsten, ein Himmelan-Raffen in seinem Mut, in seinem Blut, in seinem dichterischen Gut, die ihn absondern, die befremden und berücken.

Er ist ein Steffen der Westschweiz. Nur daß er auf den Schultern der Propheten steht, während jener, Steffen, sich an den Heiland lehnt... Vielleicht bewegt diese Vergleichung einige, in die nur von schmalen Lichtquellen zur Not erhellt Krypta niederzusteigen, die Ramuz' Werk dem innern Sinn nach ist.

* * *

Dem äußern Sinn nach ist die Künstlerschaft des Dichters der „Zeichen unter uns“ eine stark bildnerisch betonte Malerei Kubofinimaticher Richtung.

Und so lenkt die Betrachtung aus dem Reich des Tons, des Worts an die bildenden Künste hin. Den Sommer über — um mit einem Male wieder ganz sachhaft zu reden — stehen ihre Mühlen still, die Ausstellungen veröden, die Maler und Bildhauer sind über allen Bergen. Im September, Oktober heißtt das Leben, der Wettbewerb, der Kampf aufs neue seine Rechte. Jetzt soll hier denn auch ein Wort für eine Kunstscheinung eingeschaltet sein, die zwar aus Alemannien stammt, sich aber in Genf offenbaren will. Die Ausnahme wird sich selbst rechtserfügen.

Ich spreche von dem Ostschweizer Friß Schmied in Genf. In Zürich geboren (1893), war er zuerst dort und zu Basel im Baufach tätig, widmete seine Muße aber schon früh der Malerei. Nach und nach zog ihn die Plastik an, und seit 1916 arbeitet er, lernend, schaffend, lehrend als Bildhauer (an der Kunsthochschule und in der eigenen, in paradiesischem Garten gelegenen Werkstatt). Solch einen

*) Editions des cahiers vaudois, 19 Rue de Bourg, Lausanne.

kräftigen, strebenden Landsmann in tüchtiger Anstrengung steigen, sich mit der romanischen Art auseinandersezzen, von ihr bereichert sich behaupten zu sehen, gewährt Anregung, erweckt Vertrauen. Schmied ist ein Schüler und Gehilfe des Meisters James Vibert. Die Nähe dieses Starken stählt die Nerven und stemmt die Willen zu ähnlich energischem Beginnen.

Das ist gut. Indessen, der Umgang mit Heraclies gereicht am Ende mehr dieselben selbst zum Vorteil, weil er die Dinge ganz von selbst heldenhaft anfaßt, wo andere sich leicht überheben. Wenn sie im Geiste biegsam genug sind, um nach der Verehrung, der Machefierung des Mächtigen, ihr eigenes Sehnen walten zu lassen, kann es geschehen, daß zartere, nicht minder lebensfähige, bildbare, formvolle Dinge aus dem Ton

wachsen... In diesem Zustand steht auch Schmied. Er drückt Athletenarme in die feuchte Erde. Sie formt sich zu düstern Heracliden, zu Trozern, zu Rainen, die einen Bruder verdrängt haben, der, fühlen sie's?, an ihrer Statt hätte entstehen sollen, einen Abel... Inzwischen ist Festigkeit und Form gewonnen. Grund genug, die düstern Helden zu ertragen und die knirschenden Muskelflaven. In guten

Stunden hilft die errungene Erfahrung dem eigenen Gefühl zum Durchbruch. Es ist milder, neigt sich, hier zum Anteil, dort zur Gemütlichkeit. Anteil am Schmerze, Behagen am Frohsinn. So wesentlich sind die beiden Zweige dieses Alters, so wahr sind die zwei Wendungen derselben Empfindensart, daß sie schon vollwertige eigenartige Werke hervorgebracht haben.

Das eine, tragisch gerichtete, ist das Haupt eines schiffalgebeugten Denkers, das andere die Büste einer ausnehmend, und zwar durch quellende Güte, heiteren und lebensfrohen Frau. Das leicht an Rodins bebende, mälerisch, ja tonig schimmernde, schillernde Plastik erinnernde Haupt des Denkers; das in klassisch runden, puttengleich wohlligen Formen, doch würdig gefaßte Haupt der Gutgesinnten, Wohltuenden deuten die Menschengattung

an, denen sich das Talent Schmieds je länger je lieber zuwenden wird. Mit dem heroischen Ideal wird ihn das Vermögen verbunden halten, die weiche Saite der Sehnigen zu stimmen. Dann wird er Bildnisse schaffen wie das scharfe und klare, das schön gerade des Mannes mit der Adlernase, das hagere flugen, menschlichen Beobachters. Und so ergibt sich schon heute eine Dreiheit seelisch-bildne-



Fritz Schmied, Genf.

Büste Mme. S.

rischer Möglichkeiten, die reich, selten und ausgeprägt genug ist, um ihrem Eigner feine und starke Entwicklungen, Erfindungen zu gestatten. Ein Zeichentalent kommt ihm zustatten, das ihm erlauben wird, das Ueberkommene um und um zu modelln, bis es durchaus sein Besitztum und Spiegel wird, und welches uns eine Bürgschaft ist, daß Schmied nicht wie so viele Schnellfertige die erste Pressung seiner Hand nun auch für eine Expression halten wird. Er hat Gewissen, Geschmeidigkeit und Kraft: was will ein Plastiker für bessere Mäuse?

* * *

Von Rechtswegen müßte noch eine

Würdigung zweier von uns gegangenen Männer folgen, des Poeten Tavan (Genf), des Archäologen Secrétan (Lausanne). Beide waren und bleiben hochverdiente Arbeiter in den Weinbergen, die das Schicksal ihnen angewiesen hatte und die nah aneinanderlagen; der eine erneuerte die Poesie des Altertums mit Versen (La Coupe d'Onyx), der andere mit dem Spaten (Forschungen in Aventicum). Ich habe Neigung Secrétan eher in höhern Rang zu sehen: er trug eine helle und warme Leidenschaft zur Schweiz und ihren Tüchtigen im Herzen. (Galerie suisse 1873—1880).

Dr. Johannes Widmer, Genf.

Berner Gespenstergeschichten.

Mit einem Textbild.

Wer durch die winkligen Gäßlein und Laubenecken der bernischen Altstadt schlendert, hier ein merkwürdiges Haus und dort eine ur-alte Treppe oder einen geheimnisvollen Durchgang betrachtend, der wundert sich nicht im geringsten zu vernehmen, daß es heute noch in solchen Gegenden der Stadt spuken und gespenstern soll. Und wer gar noch von all den mysteriösen unterirdischen Gängen weiß, die von vielen uralten Häusern und Gassen der Stadt bis hinunter an und in die Aare führen sollen, der begreift nur zu gut, daß ängstliche und schreckhafte Gemüter sich da alle möglichen und unmöglichen Geschichten zusammenbrauen und andern mitteilen möchten. Daß es in einer jahrtausend alten Stadt, in welcher einst Ritter und andere Mächtige hausten, und in welcher einige Kloster mit mehr oder weniger sündigen Mönchen und Nonnen standen, heute noch „umgeht“; daß um die mitternächtige Stunde, wenn es vom Zeitglocken oder vom Rathaus oder vom Münsterkirchturm zwölf Uhr schlägt und der Mond seine grünlichen Lichter und seine seltsamen Schatten in die Gäßlein und Winkel wirft — daß da heute noch Unerlöste seufzen oder fluchen oder allerlei Lärm machen oder auch nur lautlos an den Ort ihrer einstigen Freveltat zurückkehren müssen, umsonst auf Erlösung harrend, das gehört zu einer alten Stadt und verleiht ihr den eigentümlich romantischen Reiz und jenes geheime Leben, das nicht an Menschenritte und Wagenrasseln, nicht an Geschäftigkeit und Hämtern und Hundebellen gebunden ist, sondern gleichsam in den grauen Mauern selber webt und aus ihnen summt.

Was sich die Leute, Gebildete und Ungebildete, von Gespenstersput, von Erscheinun-

gen und mitternächtigem Umgehen, von Sagen, die sich mit ganz bestimmten Häusern oder Gassen verknüpfen, und von Märchen, die historische Gestalten wie den General Lentulus oder den treuen Ritter Nägeli wachrufen, heute noch erzählen, das hat Hedwig Correvon gesammelt und in einem hübschen Büchlein — mit Vorwort von Johannes Jegerlehner — vereinigt (Union-Verlag, Bern 1919). Man staunt über die Fülle von gespenstischen Erinnerungen, die in Bern noch lebendig sind: da spuken Ratssherren, Advokaten, Klosterfrauen, Beginen, Tanzlustige und sündige Frauen, Krankenschwestern und Selbstmörderinnen, Geharnischte und Hexen. Hedwig Correvon hat die Geschichten nicht literarisch oder künstlerisch irgendwie zu rechtsstilisiert, sondern sie genau so nüchtern oder so gruselig wiedererzählt, wie sie sie vernommen, selbst jene, die durch eine kleine künstlerische Bearbeitung an Stimmung, Spannung und Eindringlichkeit viel hätten gewinnen können. Diese Ehrlichkeit zeugt jedoch für das aufrichtige Interesse, das die Sammlerin an der Sache selbst hat, und alle jene, welche Bern kennen und lieben, werden ihr dankbar sein für dieses reichhaltige Büchlein.

Dies besonders auch deshalb, weil es von dem bekannten phantastischen Berner Radierer Hans Eggimann so reichlich und originell illustriert worden ist. Da konnte Eggimann seine ganze fabulierfreudige und gruselige Phantasie tanzen lassen, in Kopfleisten, Vignetten und in ganzseitigen Bildern. Aber so schrecklich und gespenstisch auch seine Spukgestalten, menschliche und tierische, sein mögen, so seltsam auch Mond und Sterne auf das Geistern herabfuntern — der Künstler hat dennoch stets ein